

Auch unsere Kirche habe ich in den drei Monaten von vielen neuen Seiten kennengelernt: Waren Ordensschwestern für mich früher alte Frauen, die weltfremd in schwarzen Gewändern wandeln, lernte ich jetzt Frauen kennen, die voller Energie und Glaubensfreude ihr Leben für die Menschen einsetzen. Die Schwestern unserer Gruppe haben mir ein wichtiges Zeugnis gegeben. Es machte mir Mut, mich selbst auf diese Kirche mehr einzulassen.

Wir lernten die Kirche im Heiligen Land von innen kennen: den holländischen Einsiedler, der auf einem grünen Berg lebt und in vornehmer Gelassenheit auf Novizen wartet; die ökumenische, festliche und mitreißende Osternachtsliturgie der Benediktiner in Jerusalem; den kleinen jüdischen Pater, der eine hebräische Pfarrei leitet und in schlichter Einfachheit revolutionäre Gedanken unter Volk bringt.

Wir trafen Ordensleute aus aller Welt: die afrikanische Franziskanerin, die mir einen Apfel schenkte und von ihrem Noviziat erzählte, oder den amerikanischen Salesianer-Pater, dessen Reisegruppe wir unbedingt ein deutsches Kirchenlied vorsingen mußten. Gerade diese zufälligen Begegnungen zeigten mir die Kirche als tausendfältige Großfamilie, in der sich doch jeder mit dem anderen verbunden fühlt.

Für all die Erfahrungen, die mir in der Bibelschule geschenkt wurden, und vor allem für die Menschen, die ich kennenlernen durfte, bin ich sehr dankbar. Ich bin zuversichtlich, daß ich den Weg der Nachfolge Jesu gehen kann, weil ich nicht allein bin, und ich bin froh, daß ich den Weg schon beginnen durfte.

Bibelschüler werden ist ein Wagnis, das sich lohnt; ich wünsche es vielen anderen!

Felix Körner, Wien

IM SPIEGEL DER ZEIT

Brunnenhof-Gespräche über das Beten

Erzählen – Hören – Schweigen

„Wie ging es Dir heute?“ – „Ich habe versucht zuzuhören und Worte wahrzunehmen – wie wenn man am Rand eines Baches steht, wo an Gräsern und Wurzeln manches Mal angetriebene Blätter hängenbleiben.“ – Diese Weise des Zuhörens hatte sich mir nahegelegt, denn das Brunnenhof-Seminar in Zürich, das sich regelmäßig um den jüdischen Professor Dr. Friedrich Weinreb versammelt, diesmal mit dem Thema „Gebet“, war kein Seminar im Sinn einer streng wissenschaftlichen Unternehmung. So will auch dieser Bericht kein Protokoll sein, ebensowenig wie die Zusammenkunft der etwa 25 Teilnehmer aus den Fachbereichen der Philosophie, Medizin, Soziologie, Psychologie, Ethnologie, Journali-

stik, Jurisprudenz, der Naturwissenschaften und der Theologie kein Kongreß mit einem eigenen Schlußkommuniqué ist. Es gibt von diesem Treffen keine Dokumentation wie auch nicht von den vielen anderen, vorangegangenen mit Themen wie „Leid“, „Frieden“, „Messias“, „Literatur oder Sprache“, „Vision vom neuen Menschen“ u.ä.

Nicht einmal ein „Bericht“ im eigentlichen Sinn soll gegeben werden. Eher eine „Nacherzählung“ eines Gespräches, das sich um das Beten rankte und immer auch um die Denkweise Friedrich Weinrebs. Wenn diese Denkweise sich im Gespräch ereignet, dann eignet sich das Wort „Erzählen“ besonders, da darin das Wort „Zahl“ steckt. Einen eigenen Reiz und gelegentlich auch Schwierigkeiten bezieht dieses Denken aus alter jüdischer Tradition heraus, die viel erzählt und an den Zahlenwert der Worte anknüpft. Da jeder Buchstabe im hebräischen Alphabet eine Zahl bedeutet, hat jedes Wort immer auch einen eigenen Zahlenwert. Jeder Text kann somit zweifach gelesen werden. Auf diese Weise erschließt sich durch Beziehungen zwischen den Zahlenwerten und durch ein Zurückgehen auf die Wortwurzeln ein breites Assoziationsfeld für biblisch inspiriertes Denken und Reden. „Ein Wort gibt das andere“ – dies gilt für die Assoziationen zum Text und Thema und ebenso für den Gesprächsverlauf. Der Gesprächskreis selber ist keine Bekenntnisrunde, obgleich persönliche Erfahrungen angefragt sind; er ist kein Seminar, wiewohl gespeist vom reichen Wissen der Teilnehmer; es wird mehr erzählend, überlegend, fragend mitgeteilt als eigentlich argumentiert und diskutiert, ohne daß eine denkerische Anfrage sich dafür entschuldigen müßte. Es geht zumeist so zu, um im Blätter-Bild zu bleiben, wie im großen, gastlichen Park, der die Teilnehmer in den Pausen aufnimmt: ein Hören und Sprechen in der Hoffnung auf einen inspirierenden Windhauch, der Gedankenblätter wiegt, sehen und verschwinden läßt, der zusammenweht, losreißt, anhäuft und wieder durcheinanderwirbelt.

Loben, danken, bitten

Muß Bittgebet verstanden werden als aufdringlich-kindische Belästigung, die ein erwachsen-diskret betender Mensch doch besser unterläßt? Wer beim ersten Flug noch mit leiser Angst bewußt ums heile Ankommen gebetet hat und im Lauf der Zeit davon abläßt, weil er immer mehr sein Leben und Sterben in einem abgründigen Vertrauen getragen weiß, betet der nicht „besser“, wenn er nicht ängstlich besorgt, unevangelisch um sein Leben kreist?! Dies läßt sich sagen und ebenso dazufragen: Ist die Weise des Betens eine bewußt gewollte Entscheidungssache? Betet sich das Bitten nicht im Menschen selber aus der Tiefe seines Herzens und seiner Not heraus? Seufzt der Heilige Geist nicht auf dem Grund des Herzens mit „unaussprechlichen Worten“, wie Paulus das wahrnahm? Läßt sich ein „Urschrei“ aus der Gebetskammer in der Existenzmitte theologisch hinauskomplimentieren „zur größeren Ehre Gottes“? Und weitergefragt: *Kann* Bitten nicht *auch* auf eine vielfache Weise Verherrlichung sein? Als Vertrauen auf eine antwortende Güte, Liebe und Barmherzigkeit. Als Wagnis, das freilassend eine Verweigerung riskiert. Manchmal mag es leichter sein, nicht

zu bitten, um sich den Schmerz einer Ablehnung zu ersparen, der aber in einer freien Beziehung nicht auszuschließen ist. Und – Nietzsche kann dies jedenfalls so sehen – ist nicht auch derjenige barmherzig und schenkend, der annimmt, was jemand aus dem Reichtum seiner Liebe heraus geben will? Armut, die sich als solche annimmt und öffnet für das Beschenktwerden, kann selber zur Beziehung schaffenden Gabe werden. Zugegebenermaßen ein „schwieriges Geschenk“, da es mit dem Eingeständnis verbunden ist, bedürftig zu sein und nicht mehr im leeren Wahn eines Autonomismus schweben zu wollen. Bitte in diesem Sinn verstanden ist also ein Bekenntnis der Kreatürlichkeit, Annahme der Existenz, Lob des Schöpfers und Dank des Menschen.

Gut, bitten, ja – aber für alles? Für das Nachwachsen eines Fußes? Für den Sieg im Krieg? In welche Lage hinein manövrieren zwei kriegführende „christliche“ Länder ihren Gott? Es muß doch in einem verantworteten Bitten noch eine Grenze zwischen sinnvollem und widersinnigem Beten geben! Auf diesen Imperativ läßt sich schwer „nein“ sagen. Aber dazusagen läßt sich, wenn auch nicht zu schnell: Vergiß nicht, Du betest immer auch mit „unreinen Lippen“. Und die Buße – war es ein Kapuziner, der sie gab? –, sich einmal ordentlich auszufluchen, vor Gott mit allen ungereinigten Herzensregungen dazusein, ist dieser Rat nicht mehr als bloß „originell“ oder gar Anreiz zur Sünde, sondern auch Ermutigung zum alttestamentlichen Fluchpsalm? Sind nicht auch dies menschliche Herzensworte unterwegs zu Gott?!

Beten und Bitten geschieht mitten in der Welt, d. h. auch im Krieg, im Unsinn, in Auschwitz. Und so gibt es das Gebet um Heilung und Befreiung, denn die Welt kann sich in intensiven Augenblicken als noch nicht voll entschieden zeigen und ein göttliches Du erahnen lassen, das sich frei der Gesetze bedient. Wie die Bitte, so hat auch der Dank in der Welt, deren Antlitz vom Unheilen mitgezeichnet ist, seinen Platz. Es kann jemand danken für die „Aufgabe, mit einem Klumpfuß zu leben“. Und es gibt Menschen, die das Wagnis eingehen zu bekennen, „nach Auschwitz kann ich noch ‚mehr‘ glauben und beten“. Bei solchen Worten kann es dann auch eine Zeitlang still werden im Gespräch...

Magie

Durch solches Beten, Bitten und Danken „mit Klumpfuß“ wird auch das Beten der Magie entlarvt. Magische Tendenzen gibt es auch in einer sich aufgeklärt gebenden Welt: religiös als Wundersucht, pseudoreligiös als Teufelspakt, Feiern von schwarzen Messen. Profanisiert zeigt sich magische Wirklichkeitsbeziehung im Glauben an die Allmachbarkeit, an den Gott der Effektivität, an die individuell und mit absoluter Sicherheit alles in Gang setzende Kausalität. Als Welt gilt dann nur noch „die Welt, die wir uns schaffen“, die Welt, die bloß Ergebnis des eigenen Wollens und der eigenen Vorstellung ist.

Beten ist eine Gratwanderung: Wunder und teuflische Versuchung sind nicht nur beim Beten Jesu in der Wüste nahe beieinander, sondern – so Franz von Sales, wird eingeflochten – jedes Gebetswort ist dämonisch oder göttlich. Das Wissen darum und die Angst davor hat wohl den Rat in jüdischer Tradition entste-

hen lassen, schnell zu beten, die Worte nicht zu bedenken, damit in den Zwischenräumen nicht Diabolisches, Zweiflerisches eindringen könne.

Ora et labora

Das Gespür für die dämonische Dimension der Wirklichkeit war auf eigene Weise in der ersten „Welle“ der irischen Mönche am Werk, die im 7. Jahrhundert auf das europäische Festland kamen. Sie verstanden – so glaubt man jetzt deutlicher zu sehen – ihr Leben mehr als Errichtung von Lichtinseln in einer dunklen Chaoswelt, denn als die Durchführung eines genau geplanten Missionsprogrammes an unzivilisierten Germanenstämmen. Lichtzellen der Gottes-Präsenz in einer wild-dunklen Sündenwelt wollten sie sein.

Daß aus diesem Gebets-Dasein auch Bekehrung von Menschen und Kultivierung von Land erwuchs, ist legitime Frucht eines religiösen Seinsaktes. In diesem Dasein und im benediktinischen „Ora-et-labora“ ist die Arbeit und Kultivierung nicht Rechtfertigung für das Beten; auch die Mission ist es nicht. Man muß nicht arbeiten und missionieren, um damit die „nutzlose“ Zeit des Gebetes zu rechtfertigen oder dadurch seine Brauchbarkeit für die Gesellschaft darzustellen oder die eigene Nächstenliebe zu „beweisen“.

Arbeit ist menschlicher Lebensvollzug wie das Gebet auch. Beides ergibt sich für den hörend-empfangsbereiten Menschen. Ora et labora, Gebet und Kartoffelhacken, Tempeldienst verrichten und Arbeiten (im Hebräischen ist die Sprachwurzel beider Wörter identisch) kann aus demselben Grund erwachsen.

Ursprüngliches Arbeiten braucht nicht Zerstreuung zu sein, die vom „einen Notwendigen“ abhält; es kann jenes Einlassen auf die Vielfalt der Lebensfülle sein, von der Thomas von Aquin sagt: „Pluralitas pertinet ad rationem boni.“ – „Die Pluralität gehört zum Sinn des Guten.“ Ob es dann nicht auch im ausdrücklichen Gebet selber eine „kreative Zerstreuung“ geben kann und nicht nur die Linie der Vereinfachung?

Wüste, Wort und Schweigen

Wüste wird gemeinhin als Ort der Sammlung verstanden, als Raum des Schweigens und – als Gebärmutter des Wortes, wie die hebräische Sprache nahelegt, in der Wüste und Wort aus einer Wurzel stammen. Ist aber Wüste nicht eher Ort der Unfruchtbarkeit? Ja, so sagt das Auge, das die Steinwüste schaut, aber das Ohr kann auf die biblische Auskunft hören, daß auf der Unfruchtbaren der Segen siebenfacher Mutterschaft liegt. Die Wüste nimmt teil an der gesegneten Unfruchtbarkeit des Weges: Mitten in fruchtbarem Land ist der Weg der einzige unbewachsene Streifen und doch gerade als solcher Weg für Aussaat und Einholung der Frucht. So gibt es im menschlichen Herzen den Wegstreifen Wüste: befahren, belastet, unfruchtbar, staubig, zertrampelt und doch gerade so Grund und Vermittler für Leben.

Die „Herzenswüste“ kann als Sprachberaubung erfahren werden, als Armut und mitten darin als Raum für ein Neuwerden im Durchleiden der Sprachlosig-

keit. So erlittenes Schweigen zeigt, daß Stille kein bloßes Beruhigungsmittel zu sein braucht, verfügbar und zur Hand wie eine Tablette (– ob aber wir nicht doch, wir kindlichen Menschen, den Rosenkranz gebrauchen dürfen, wenn er zum Einschlafen hilft, darf dazugefragt werden).

In so geschenktem, erlittenem, erbetetem Schweigen kann ein Hören wachsen und eine Art von Präsenzwahrnehmung, in der sich göttliche Nähe kundtut – nicht in einem ideologisierten oder unwahr spirituell hochstilisierten Meditationsschweigen. In der langsam sich reinigenden Stille kann die „Stimme ver-schwebenden Schweigens“ (Martin Buber) vernehmbar werden, die in das Geist-ohr von Elija drang. In dieser gesegneten Einsamkeit kann sich auch einstellen, daß Menschen, die sich auseinandergeredet haben, wieder sich zusammen-schweigen und neu zum Gespräch finden. „Seit ein Gespräch wir sind...“, so wird zitiert und von einem der Zuhörenden die weniger bekannte Folgezeile weitergeführt, „...und hören können aufeinander.“

Ritus, Treue, Wandlung

Wüste ist nicht nur Ort der Sammlung, sondern auch der klassische Ort für Unterwegssein, neue Weideplätze suchen, Zelte abbrechen und aufbauen, verirrt den Schafen nachgehen. Gibt es demgegenüber nicht ein legitimes menschlich-religiöses Bedürfnis nach fester Heimat? Und ist der Ritus, der Brauch, das Althergebrachte, das Sakrament, der Kult nicht so ein Heimatraum der Geborgenheit für all die Unbehausten, wenigstens für eine kurze Zeit? Und kann der Ritus dieser Raum sein, wenn man nie weiß, wann die Stühle wieder umgestellt, die Noten in der neuesten Liedausgabe wieder etwas geändert, jahrhundertealte Formen und Formeln modifiziert und wöchentlich neu subjektiv und rationalistisch kommentiert werden? Hinweise auf den Wunsch von Kindern nach genauer Wiederholung von Märchen, auf kosmische Rhythmen und Generationenverbindung verstärken die dringlich gestellte Anfrage. Die Erinnerung an das Zeugnis der englischen Ärztin Sheila Cassidy, der es ein Trost war zu wissen, daß zur selben Zeit, da sie gefoltert wurde, überall auf der Erde die Klage- und Lobpsalmen von treuen Betern gesprochen werden, zeigt die bergende Kraft einer allgemeinen Gebetsgewohnheit.

Sicherlich wird vom ehrlichen Beter Brauch und Gewohnheit nicht nur als Lust, sondern gelegentlich zumindest auch als Last erfahren. Ist dies aber nicht die Last der Treue? Und gibt es nicht „eine Treue, für die wir nichts können“, in der wir uns vorfinden, von der wir leben, ebenso wie man eine Religion nicht erfindet, sondern findet, sich in ihr vorfindet?! Glaube und Treue – wieder ein Hinweis von der Sprache her – gehen in biblischem Sprechen ineins. Ist in diesem Sinn Treue zur Form nicht auch lebenscaffender Glaube?

Zu allem „Ja“, und doch dazu und spürbar auch dagegen gesagt und gefragt: Gibt es nur die Treue der Wiederholung der Vergangenheit und nicht auch ein wagemutiges Vertrauen als Treue zur Zukunft? Gibt es nicht auch Wiederholung, die bloße Repetition ist, und eine Treue in der Verwandlung? Kann Tradition nicht auch Verrat an der Vergangenheit sein – im Wortsinn von tradere =

übergeben und verraten? Und gibt es nicht eine Dynamik, die gerade als solche Bewahrung ist? Bei genauem historischen Zusehen ist manches Festhalten nicht eine fruchtbare Treue zur Wahrheit der „Ur-form“, sondern ein Fixiertsein auf Dazugekommenes, auf Stilvorlieben eines bestimmten Jahrhunderts, auf Bräuche, die sich für manche oder viele verbraucht haben.

Lassen sich Fragen und Gegenfragen, Worte und Antworten vermitteln? Nicht im Sinn einer glatten Harmonisierung. Es gibt Abraham und Salomo, Bundeszelt und Tempel, Fels und Wolke als Gottesbilder; und der, der den größten Teil seines Lebens als Zimmermannssohn Menschen ein Dach über ihrem Kopf gebaut hat, findet schließlich als Wanderer keinen Platz für sein müdes Haupt.

Einfachheit und Einübung

Dem einen oder anderen der Teilnehmer mag das Gehörte eine Spur zu wenig rational Durchdachtes und Durchdiskutiertes gewesen sein, und doch kommt die Frage auf: „Ist Beten nicht viel einfacher, als wir da sagen?“ Ist Beten nicht „nur einfach“ ein Zurücktreten vom Gewirr der einzelnen Steinchen, um das ganze Mosaik der Wirklichkeit in den Herzensblick zu nehmen; ein „Atmen der Seele“; ein Grundempfinden einer letzten Getragenheit über allen Abgründen; eine schlichte Aufmerksamkeit auf die Gegenwart Gottes, die nach Thomas von Aquin selbst den „Idioten“ noch möglich ist; ein immerwährendes Beten der Sehnsucht, die sich im Glauben, Hoffen und Lieben manifestiert, wie Augustinus sagt?

Im durchdenkenden Bereden kann der Grundakt menschlichen Daseins seine Einfachheit und Vorgegebenheit verlieren. Brauchen wir vielleicht gar nicht so verkrampft Angst zu haben, nicht beten zu können? Dürfen wir uns also dem Gebetsgeheimnis anvertrauen, noch bevor theologische Fragestellungen ganz geklärt sind? Sicher kann der Beter des Vaterunsers ins – auch fruchtbare – Nachdenken über die Bedeutung von „Reich und Wille Gottes“ kommen, aber ist dann das Beten, von dem das Fragen erst leben kann, nicht doch wieder so einfach wie die Bitte ums tägliche Brot?

Die die Frage nach der Einfachheit ursprünglich stellte, teilt sich und den anderen als ihre Antwort mit: Wir leben immer in Beziehung zu der Macht der Liebe; wenn ich ins Beten komme, wird mir dies ausdrücklich bewußt, dann vergewissere ich mich dessen. Ist Beten so nicht ein „beim Allerliebsten *sein*“? Ganzheitlich in und bei dem sein, was in und über allem als „Allerliebstes“, als göttliches Ur-Du und Geheimnis ist und waltet.

Gibt es für so Ursprüngliches die Notwendigkeit und Möglichkeit einer *Einübung*? Sicherlich die Treue oder Untreue, die Aufmerksamkeit oder Unaufmerksamkeit zu dem, was sich von selbst vom Beten des Geistes her gibt. Und auch das Setzen von Zeichen der Sehnsucht: Ritus und Gebet verstanden in Entsprechung zum Tischdecken für einen lieben Besuch. Das Bereiten des Tisches *ist* nicht die Liebe, aber sie will sich darin ausdrücken.

Noch andere Einübungen werden erzählt: gelegentlich in einem Straßencafé sitzen und *alle* Menschen anschauen und bemerken, welche man fast gewohnheitsmäßig übersieht und ausblendet und warum. Solches Schauen als Vorübung und Ausübung des Kontaktes mit der universalen Liebe.

Oder beim Weg ins Geschäft in der Ich-Form denken; also nicht sich sagen: „Da vorne liegt ein Kind im Kinderwagen in Höhe des Auspuffrohres eines Omnibusses“, sondern: „Ich liege...“

Oder auch angesichts des eigenen Unvermögens, jemanden von Herzen zu lieben, sich mit einem Stoßseufzer Luft machen: „Herr, liebe Du ihn! Ich kann es nicht!“

Was so aus dem eigenen Denken und Leben erzählt wird, kann für andere zum Hinweis werden. Vieles bleibt ungesagt – auch in dieser „Nacherzählung“. Eines *muß* noch dazugesagt werden in Erinnerung an den Anfang:

„Wie ging es Dir heute?“ – „Ich habe versucht zuzuhören, wie wenn man am Rand eines Baches steht, wo an den Gräsern und Wurzeln manches Mal angetriebene Blätter hängenbleiben.“ Darauf erstaunt: „Wie angetriebene Blätter sagst Du, wirklich? Hast Du das Blatt heute auf Deinem Stuhl gesehen?“ – „Ja, ich habe noch gedacht, wie das wohl hierher gekommen ist?!“ – Es wurde nicht vom Wind hereingeweht. Er, der Frager, hatte es heimlich hingelegt.

Willi Lambert, Rom

EINÜBUNG UND WEISUNG

Jesus Christus im Spiegel der Weltreligionen

Ein Gebet

Herr, du bist das Heil aller Menschen. Obwohl du der Erstgeborene bist vor aller Schöpfung, wolltest du den letzten Platz einnehmen. Die Herrlichkeit deiner Gottheit hast du verhüllt im Gewand eines einfachen Arbeiters. Nichts hast du festgehalten. Den Reichtum göttlicher Fülle gabst du freiwillig preis, um den Fluch der Armut in den Segen innerer Freiheit zu verwandeln. Der Lust zu herrschen zogst du den Mut zum Dienen vor. Der eitlen Gier nach Ruhm und Ehre hast du dich entzogen durch Verborgenheit. Inmitten politischer und wirtschaftlicher Spannungen ließest du dich nicht blenden vom Machtkampf der Parteien. Den revolutionären Ideen einer gewaltsamen Befreiung antwortete dein Programm einer entschlossenen Suche nach dem Gottesreich des Friedens und der Brüderlichkeit. Sanftmut sollte das Land in Besitz nehmen, nicht Haß, Streit und Krieg. Die Ungerechtigkeit in dieser Welt hast du unterlaufen durch Hochherzigkeit im Verzicht. Engherziger Auslegung des Gesetzes gabst du die Weite der inneren Freiheit. Den Menschen stelltest du über den geheiligten Sabbat. Tem-